



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

### Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

(Nachdruck verboten.)

(5. Fortsetzung.)

Roman von Otto Berndt.

„Da hat man also vier Wochen lang gar keine Möglichkeit, Sie zu erreichen?“  
Direktor van Zoomen lachte. „Das ist ja der Zweck der Übung. Bekomme ich geschäftliche Nachrichten, dann halte ich es im Urlaub nicht aus, komme zurück und arbeite wieder. Ich muß vollkommen außer Reichweite sein.“

„Die laufenden Geschäfte?“  
„Kann jetzt in der Saurengurkenzeit unsere vortrefflich eingearbeitete Sekretärin Fräulein Leczinska in Gemeinschaft mit unserem Procuristen, dem Hauptkassierer Schottmeier, sehr gut erledigen; sollte einmal etwas Größeres vorkommen, dann werden Sie ja so freundlich sein, Herr Senator?“

„Selbstverständlich sehe ich alle paar Tage einmal nach. Was ist denn eigentlich mit der Lokomotivlieferung?“

„Fräulein Leczinska ist heute in meinem Auftrag unterwegs, um diese, wie es vereinbart war, zu übergeben, sobald der Kaufbetrag heute vormittag um zehn Uhr — also in einer Stunde — an unserer Kasse gezahlt sein wird. Dies werde ich natürlich noch ab und trete dann meinen Urlaub an.“

„Vortrefflich, mein lieber Herr van Zoomen, dann wünsche ich Ihnen nur recht gute Erholung, und wenn aus den fünf Wochen sechs oder sieben werden, so schadet das durchaus nichts. Bringen Sie mit ja kräftige Nerven mit, denn ich hoffe, der Winter bringt Arbeit.“ Er schüttelte dem Direktor freundschaftlich die Hand, und Herr van Zoomen bestieg sein vor dem Hause haltendes Reiseauto, auf dem bereits ein paar mächtige Koffer festgeschmalt waren, und ließ sich noch einmal zum Bureau der Gesellschaft fahren.

„Alles in Ordnung, Herr Schottmeier?“  
„Zunächst, soeben hatten wir telephonische Verbindung, und vor fünf Minuten wurde der Kaufbetrag in bar entrichtet. Ich werde den Betrag persönlich der Reichsbank überbringen.“

Direktor van Zoomen wehrte ab. „Lassen Sie nur, lieber Herr Schottmeier. Ich möchte nicht gern, daß Sie heute, wo auch Fräulein Leczinska nicht da ist, das Geschäftshaus verlassen. Es wäre doch immerhin möglich, daß irgendetwas vorkäme. Ich fahre sowieso an der Reichsbank vorbei, da kann ich das Geld selbst abgeben. Lassen Sie, bitte, zu Ihrer Entlastung eine Quittung ausschreiben, daß ich das Geld zur Deponierung von Ihnen übernommen habe; morgen früh haben Sie ja spätestens die Bestätigung der Bank.“

Der Procurist Schottmeier war sehr zufrieden, denn er war ein kleiner, schwächlicher, alter Herr, und es machte ihm durchaus keinen Spaß, sich mit mehreren Millionen fremden Geldes in das Gewirr der Hamburger Straßen zu begeben.

Der Direktor unterschrieb die Quittungen, tat das Geld und die Anweisungen in seine Brieftasche und streckte dem Procuristen die Hand entgegen. „Also machen Sie es gut, während ich fort bin.“  
„Recht gute Erholung, Herr Direktor.“

van Zoomen schritt die Treppe hinunter, und als das Auto ankurbelte, huschte ein Lächeln der Befriedigung über die Gesichter aller Angestellten, denn die Aussicht, den immer nervösen, ewig anpeitschenden, nie zufriedenen Direktor einmal auf ein paar Wochen los zu sein, war fast so verlockend wie ein eigener Urlaub.

Ingenieur Zöllner hatte anderthalb Stunden in angenehmer Weise bei seinem Frühstück verbracht und rauchte gemütlich seine Zigarre, als der Kellner an ihn herantrat.

„Eine Dame wünscht den Herrn Oberingenieur zu sprechen.“

„Eine Dame?“  
„Höchst hoffnungsfreudige Empfindungen stiegen in ihm auf. Sollte wirklich? Er eilte hastig aus dem Zimmer.“

„Gnädiges Fräulein!“  
Da stand sie vor ihm, Fräulein Maria Leczinska, in einem ganz entzückenden, kostbaren Pelz nach neuester Mode, und sah mit ihren lebenslustigen, schillernden Augen, mit ihren von der Kälte des frühen Morgens geröteten Wangen und dem leichten Klam auf der Oberlippe ganz allerliebste aus. Noch hübscher aber war sie, als sie jetzt in das Zimmer trat und den Pelz ablegte; das dunkle, vornehm einfache, enganliegende Reifekostüm enthüllte ihre zierlich raffige, kindlich zarte und doch volle Figur.

Galant küßte ihr Zöllner die Hand, während der Kellner, der den heißen Kaffee servierte, sich wunderte, daß aus dem erwarteten Vertreter einer Hamburger Eisengroßhandlung plötzlich eine hübsche junge Dame geworden war.

Maria Leczinska aber lachte hell auf. „Mich haben Sie wohl gar nicht erwartet?“

„In der Tat, ich glaubte, einer der Ingenieure der Firma —“

„Und nun sind Sie enttäuscht?“  
„Im Gegenteil, gnädiges Fräulein, ich bin überglücklich, ich hatte ja noch gar keine Gelegenheit, Ihnen zu danken.“

„Zu danken, wofür?“  
„Daß Sie es wirklich wahr gemacht haben, daß Sie uns dieses Geschäft vermittelten.“

„Aber bitte, ich habe doch nichts getan, als unserem Direktor van Zoomen Ihre Offerte zu übermitteln, das war meine Pflicht als Angestellte des Hauses. Aber ich denke, wir versäumen das Geschäftliche nicht; und sehen einmal nach, ob die Maschinen schon da sind.“

„Ich habe sie bereits gesehen und bin außerordentlich befriedigt.“

Fräulein Leczinska machte ein etwas hochmütiges Gesicht. „Die Hanseatische Eisen-Export-Co. liefert nur erstklassige Ware. Dann lassen Sie also bitte die dringende Verbindung mit Hamburg herstellen.“

Zu Zöllners lebhaftem Bedauern vergingen nur wenige Minuten, bis das Telephon klingelte. Er hätte

gar nichts dagegen gehabt, endlich einmal ein paar nicht geschäftliche Worte mit Fräulein Leczinska wechseln zu können, aber jetzt galt es, mit Hamburg zu sprechen. Nach einer Viertelstunde war alles erledigt und Fräulein Leczinska zog aus ihrer Aktentasche ein Schriftstück. „Wollen Sie mir bitte durch Ihre Unterschrift bestätigen, daß Sie die fünfundsiebenzig Lokomotiven für Ihre Firma übernommen haben; Vollmacht haben Sie doch bei sich?“

Sie war noch hinreißender, wenn sie so ehrpüßelig, wie ein alter Buchhalter, die Geschäfte wahrnahm und jetzt genau Zöllners Vollmachten prüfte, dann machte sie ein vergnügtes Gesicht.

„So, jetzt gehören die Lokomotiven Ihnen, Ihre zehntausend Mark sind verdient und ich kann wieder abreisen.“

„Gnädiges Fräulein, noch einmal, welche Provision darf ich Ihnen anbieten?“

Sie machte ein beleidigtes Gesicht. „Ich sagte Ihnen schon einmal . . .“

„Aber ich muß mich doch irgendwie revanchieren!“

Sie markierte die Demütige. „Indem Sie mich als Privatsekretärin behalten, wenn Sie einmal Generaldirektor der Hanseatischen Eisen-Export-Co. sind.“

Zöllner lachte. „Wie sollte das wohl sein?“

„Möchten Sie nicht?“

„Wenn's auf mich ankäme.“

„Nun also, so etwas kann schneller geschehen, als man denkt, jedenfalls meiner Protektion wären Sie sicher.“ Sie sah ihn dabei so warm an, daß ihm ganz heiß zumute wurde.

„Fräulein Leczinska —“ Er konnte nicht weiter reden. Bis jetzt waren sie ganz allein im Gastzimmer gewesen, das der Kellner distret verlassen hatte. Jetzt aber wurde die Tür aufgerissen und Generaldirektor Bamberger trat in Begleitung des Majors Borowicz ein. Er sah die beiden Hand in Hand zusammenstehen und hatte ein Lächeln um seinen Mund.

„Gestatten Sie, Herr Generaldirektor Bamberger — Herr Major Borowicz — Fräulein Leczinska, Direktionssekretärin der Hanseatischen Eisen-Export-Co., Hamburg.“

Major Borowicz warf der jungen Dame einen zudringlichen, prüfenden Blick zu, während Bamberger ihr die Hand entgegenstreckte. „Ich bin entzückt, ein solch angenehmes Wiedersehen zu feiern, ich hätte mir es damals nicht träumen lassen —“

Sie unterbrach. „Ich auch nicht, Herr Generaldirektor, aber Sie entschuldigen mich, meine Geschäfte sind abgewickelt, mein Auto wartet, ich muß auf dem schnellsten Wege nach Hamburg zurück.“

„Dürfen wir Sie nicht wenigstens zu einem Frühstück einladen?“

„Bedaure wirklich, die Pflicht ruft, Herr Oberingenieur, es hat mich außerordentlich gefreut, Ihnen gefällig sein zu können.“ Sie reichte Zöllner die Hand, verhinderte aber einen Handkuß, schlüpfte, ohne eine Hilfe anzunehmen, in ihren Pelz, eilte aus der Tür, sprang in das Auto, rief dem Chauffeur einen kurzen Befehl zu, und ehe die Herren noch etwas sagen konnten, kaufte das Auto mit ihr davon.

Major Borowicz schmunzelte. „Ein raffiges Weib, und dabei ist mir, als wäre ich ihr schon irgendwo begegnet.“

Zöllner wußte nicht warum, aber er ärgerte sich über des Majors zynisches Gesicht. Bamberger dachte an das Geschäft. „Also, meine Herren, unsere Lokomotiven.“

Eine Stunde verging über die Formalitäten. Major Borowicz war entzückt, dann wurde der Vertrag abgeschlossen, das Geld bezahlt und der Major übernahm die Lokomotiven und blieb in Fürstenwald zurück, um deren Weiterleitung nach Budapest zu veranlassen, während Zöllner mit dem Generaldirektor in dessen Auto nach Berlin zurückfuhr.

„Hier, lieber Zöllner, der Scheck über zehntausend Mark, es freut mich aufrichtig.“

Zöllner steckte ihn vergnügt ein. „Verbindlichen Dank, Herr Generaldirektor.“

Fortsetzung folgt.

## Aus dem Leben Johann Sebastian Bachs.

Der große Meister Johann Sebastian Bach, der am 28. Juli dieses Jahres 175 Jahre tot ist, dessen unvergängliche Leistung in der Musik kirchliche und weltliche Klänge zu einem ganz neuen und ganz ewigen Monumentaltitel zusammengeführt hat, stammte aus einem alten Musiker-geschlecht. Sein Urabne, Veit Bach, seines Zeichens Bäcker und Müller, aber der Musik in den Musikstunden ergeben, ließ seine beiden Söhne „Musik lernen“; der eine, der wahrscheinlich Bius hieß, wandte sich dem Choralspiel zu, der andere wurde Stadtmusikus und soll ein lustiger Burlesque gewesen sein. Dieser Stadtmusikus Hans war der Urgroßvater Johann Sebastians, der am 21. März 1685 in Eisenach geboren wurde als jüngerer Sproßling eines Stammes, der überall, in Gotha, Eisenach, Erfurt, Weimar oder Ohrdruf irgend einen Bach zu irgend einer Zeit als Organist oder Stadtmusikus sitzen hatte.

In Bach war das Blut der Väter früh rege. Als er nach dem Tode seiner Eltern in das Haus seines älteren Bruders Johann Christoph nach Ohrdruf kam, da gab es wenig Nahrung für den musikalischen Geist des Knaben; Fingersübungen und Auswendialernen sader Czerzittien, die ihm sein Bruder beibrachte, das war alles. Und doch war beim Bruder ein Schatz verborgen, ein Buch mit Klavierstücken der damals sehr geschätzten Meister Froberger, Kerl und vor allem Bachelbel. Aber dies Buch war in einem mit Gittertüren verschlossenen Schranke aufbewahrt. Aber siehe da, die Sehnsucht nach diesem Schatz machte den kleinen Sebastian perwegen. Eines schönen Tages oder besser gesagt in einer schönen Mondnacht, zwängten sich die kleinen Meisterhände durch das Gitter, rollten das in Bavier gefabte Buch zusammen, holten es heraus, und nun wurde im Verlauf von sechs Monaten, ohne Kerzenlicht, nur bei günstigem Mondschein, Note für Note abgeschrieben. Der Bruder aber merkte die Veränderung, nahm Sebastian die mühsam angefertigte Abschrift weg, die der Komponist erst nach dem Ableben des strengen Johann Christoph an sich nehmen konnte.

Bach wurde bald berühmt als großer Komponist der Orgel; Buxtehude, der Lübecker Orgelspieler, den die Geschichte den größten seiner Zeit nennt, erkannte bald Bachs Genie und bot ihm nicht nur sein Amt, sondern auch seine Tochter an. Bach aber heiratete seine Base Barbara und wurde bald von dem musikliebenden Herzog von Weimar an dessen Hof als Hoforganist und Kammermusikus berufen. Hier hat Bach seine ersten großen Werke geschaffen. Zu jener Zeit nannte sich ein Franzose namens Louis Marchand Meister der Orgel. Über Frankreich hinaus hieß man ihn auch in Deutschland, vor allem in Dresden, wo er belovenden Eindruck machte, für den größten Organisten. Da fiel es dem sächsischen Konzertmeister Volument ein, auch Bach nach Dresden zu laden. Ein Meister-Wettstreit sollte stattfinden, zugleich ein Kampf zweier Nationen. Bach kam auch. Aber als der Abend kam, an dem Bach und Marchand sich vor der musikalischen Öffentlichkeit messen sollten, war der Franzose verschwunden. Er hatte Bach am Tage vorher heimlich über hören, und da war die Lust, mit ihm in Konkurrenz zu treten, vergangen. Der Franzose verließ schnell die Stadt, Bach aber feierte Triumphe.

Die wichtigste historische Grundlage für die Biographien Bachs bildet der im Jahre 1754 von Philipp Emanuel Bach und Joh. Fr. Agricola herausgegebene „Ketrolog“, den die Bach-Gesellschaft verdienstvollerweise in ihrem Bach-Jahrbuch von 1919 neu druckte. Hier heißt es mit einer Berichterstattung, deren Realismus den Psychologen und Anthropologen interessieren wird, von dem alten Bach: „Sein von Natur etwas blödes Gesicht, welches durch seinen unerhörten Eifer in seinem Studieren, wobei er sonderlich in seiner Jugend ganze Nächte hindurch sah, noch mehr geschwächt worden, brachte ihm, in seinen letzten Jahren, eine Augenkrankheit zu Wege.“ Bach mußte sich einer Operation unterziehen, nach der sich sein körperliches Befinden jedoch noch verschlechterte. Nur einmal noch ward er lebend und fähig, das Licht des Tages zu genießen. Wenige Stunden vor seinem Tode. Am Abend des 28. Juli 1750 verließ er die Welt, die sich für ihn in Dunkel gehüllt hatte und der er unendliches Licht gegeben hatte. H. F.

## Hunde als Artisten.

Geheimnisse der Dressur.

Von Hans Swan.

Menschliches Mitgefühl — eine der seltsamsten und launenhaftesten Eigenschaften Während es für den Menschen häufig gar nicht oder nur sehr gezwungen erwacht, wird es für das Tier auch da oft geweckt, wo eigentlich keine Veranlassung dazu vorliegt. Kein Zweifel, daß Tiere, besonders Hunde, vielfach aequiert werden, daß sie in der Stadt und auf dem Lande oft unter Hunger und Durst, unter Kälte und Hitze arg zu leiden haben, und daß das Maß der von ihnen verlangten Anstrengung alles überschreitet. Hier haben die Tierklubvereine ein großes Feld der Betätigung und arbeiten vielfach auch mit gutem Erfolge. Ob man der zum Beispiel in England herrschenden und seit einiger Zeit gefällig fest-

letzten Ansicht beipflichten darf, daß Hunde — außer zur Jagd — überhaupt zu keiner Tätigkeit erzogen, d. h. dressiert werden sollen, daß jealiche Art von Tierdressur ein für allemal verboten sei — dari wohl bezweifelt werden.

Es ist nicht einzusehen, weshalb ein Hund eine seiner Leistungsfähigkeit entsprechende Arbeit nicht ebenso verrichten soll wie jedes andere Gebrauchstier. Ja, der Kenner wird sagen müssen, daß die dauernde Untätigkeit, d. h. das völlige Schafelstüberlassen, dem Tier im Hause, besonders dem Hund, abträglich ist. Ein Jagdhund, der nicht wenigstens zeitweise zum Jagen gebracht wird, ein Windhund, den man nicht in seiner Renntätigkeit übt, wird viel eher schlaff in der Muskulatur werden und daher viel weniger sanalebia sein als die im Sport tätigen Artaenosen, und es darf ohne weiteres gelagt werden, daß jeder irgendwie dressierte Hund gesunder, kräftiger, seinem Besitzer und sich selbst angenehmer sein wird als der undressierte.

Damit fallen die Vorwürfe von „unnatürlicher Tätigkeit“, „mißbrauchten Eigenschaften“ und „verfehlter Menschensähnlichkeit“ von vornherein in sich zusammen. Der bei den Hunden ähnlich wie bei den Affen höchstentwickelte Nachahmungstrieb erleichtert nicht allein die Dressur, sondern erweckt, sobald das Tier nur erst die Anfangsgründe der Abrihtung überwunden hat, sichtlich die Lust an artistischen Übungen.

Wozu man aber auch den Hund dressieren will, im Anfang muß er lernen: bei Fuß gehen, sich leken, sich niederlegen und apportieren. Erst wenn diese Vorgegenstände voll begriffen und gut gekonnt sind, kann man daran denken, aus Rolly oder Moor einen kleinen Varietékünstler zu machen. Und eines ist vielleicht noch wichtiger: der Hund muß sich absolut an seinen Herrn oder Dresseur gewöhnen, er muß volles Vertrauen zu ihm haben, er muß ihn lieben! Ein Hund, der seinem Führer mißtraut, der ihm nicht mit der ganzen Anhänglichkeit seiner Hundeseele eraeben ist wird immer ein schlechter Schüler bleiben. Denn nur der Glaube an die Güte seines Herrn gibt dem Tier den Mut, die von ihm vorläufig noch für schwer, ja für unmöglich gehaltenen Kunststücke auszuführen.

Will man zum Beispiel dem Hunde beibringen, daß er selbst sein Halsband abstreifen und — in der Abwesenheit des Herrn natürlich — ein nebenan auf einem Tischchen liegendes Beestück heimlich verschlucken, sich dann aber selbst das Halsband wieder überstreifen soll, so ist hierzu das intelligente Einverständnis und das vollste Vertrauen zwischen Schüler und Lehrer notwendig. Der Hund, der dieses Vertrauen nicht besitzt, wird entweder gar nicht wagen, das Halsband abzustreifen und noch viel weniger das Beestück aufzufressen, oder aber er wird, wenn er beides doch getan hat, voller Angst nach irgend einem Ausweg zur Flucht suchen und nie daran denken wieder mit dem Kopf in das Halsband hineinzuschlüpfen.

Das wesentlichste Moment der Dressur besteht aber in der Ruhe und Geduld des abrichtenden Menschen. Wer sich nicht selbst in der Gewalt hat, wird unmöglich eine Gewalt über andere, besonders „unvernünftige“ Geschöpfe ausüben können. Eine nicht mit voller Überlegung, sondern aus der Erregung des Augenblicks geborene Strafe kann die Mühen von Wochen wieder in Frage stellen. Durchaus wichtig ist es, daß der Dresseur sich klar wird, ob sein Schüler eine Übung verläßt, weil er sie nicht ausführen will oder weil er sie — und das ist beinahe die Regel — noch nicht begriffen hat! Der Hund, der seinen Herrn liebt, hat absolut den Willen, zu gehorchen und das von ihm Verlangte zu tun. Da er aber kein Mensch und die menschliche Sprache bestenfalls nur in einigen Worten begreift, so wird er, besonders wenn Neues von ihm gefordert wird, häufig nicht wissen, was man von ihm will. Er lernt ja auch die Bezeichnungen, die uns geläufig sind, erst durch die mehrfache Wiederholung. Hat er den Klang des Wortes begriffen, so muß nunmehr sein Gehirn ihm die Bildvorstellung der gehörten Laute vermitteln. Weiter müssen dem Tiere bei neuen Kunststücken immer wieder Zweifel auftauchen, ob seine Kraft und Gewandtheit ausreichen wird, auch diese Aufgabe zu bewältigen. Solche Zweifel überwindet man aber nicht durch Strafen, sondern dadurch, daß man dem Tier Vertrauen einflößt und ihm durch gewisse Hilfen zeigt, wie leicht ausführbar das Gewünschte ist. Aber ebenso oder viel mehr als der Hund muß der Dresseur sein gar nicht so einfaches Handwerk lernen. Dieser hat vor allen Dingen darauf zu sehen, daß der Hund bei den Übungen nicht zu sehr ermüdet. Zehn, höchstens fünfzehn Minuten an einem Tage, mehr darf er keinem Tier nicht zumuten, und erst vielleicht nach zwölf bis fünfzehn Übungen wird der Dresseur herausfinden, ob der Hund sich überhaupt für das ihm zugeordnete Kunststück eignet. Hierfür kommt nicht allein der Körperbau des Tieres in Betracht, es setzt sich jetzt erst, ob der Schüler den für solche Kunststücke notwendigen Mut besitzt. Es gibt Hunde, die, sonst sehr geliebte, von Tobesangst befallen werden, sobald man ihnen den Boden unter den Füßen fort-nimmt.

Außerst interessant ist die Gedächtnis- und Augendressur. Es gibt Hunde, die mit großer Sicherheit aus wanzia und mehr Zahlen, deren jede auf ein Holzplättchen gemalt ist und die man in bestimmter Reihenfolge übereinander und nebeneinander hinlegt, die gewünschten Ziffern herauszusuchen. Diese Fähigkeit beruht auf der Gedächtnisdressur. Der Abrihter spricht nämlich mit dem Hunde und hat ähnlich wie beim Gedankenlesen auf dem Varieté, das von Menschen geübt wird, bestimmte Stichworte für die nebeneinander liegenden

Zahlenreihen. Die in Reihe vier liegenden Zahlen zum Beispiel werden von dem Hunde aufgenommen, sobald der Dresseur in seiner Anrede an ihn das Wort „jeht“ betont. Auf ein betontes „Bitte“ apportiert der Hund die Reihe drei. Und so weiter. Die übereinanderliegenden Zahlenreihen werden dadurch auseinandergelassen, daß der Abrihter ganz unmerkliche Hilfen mit der Gerte gibt, oder aber daß er ein, zwei, drei- oder viermal mit dem Fuß auf den Boden klopfet. Für solche Hilfen hat jeder Dresseur seine eigenen Zeichen. Noch interessanter ist die Augendressur. Und für diese möchte ich ein Beispiel aus meiner eigenen Praxis anführen. Ich besaß einen stichelhaarigen Vorstehhund, den ich selbst gezogen und vom ersten Tage seines Lebens an in meinem Besitz hatte. Das Tier war ungewöhnlich intelligent, und die sogenannte Gebrauchshunddressur hatte ich bei ihm nicht nötig, anzuwenden, da er offenbar aus Vererbung alle sonst nur abdressierten Eigenschaften eines Jagdhundes mitbrachte. Dieser Hund hatte einen ungewöhnlich losen Hals, war aber viel zu flug, um fortwährend zu klaffen, er bellte nur da, wo es notwendig war und gewünscht wurde. Da ich ihn zum Totverbellen geeignet fand und ihn erst am Rudrad, den ich irgendwo am Baum befestigte, später an einem frisch geschossenen Stück Rebwild übte, fiel es mir auf, daß er mir beim Bellen nach den Augen sah, und daß ich seine Stimme mit einem schwächeren oder stärkeren Ansehen regulieren konnte. Darauf baute ich eine sehr hübsche Dressur: Treu lernte rechnen. Ich sagte ihm zum Beispiel, daß ein Jäger drei Haken, zwei Schenkel, fünf Rebhühner und sechs Enten geschossen habe, wozu er eine Ente auf dem Heimweg verliert — wieviel Stück Wild der Jäger da wohl nach Hause brächte? . . . Der gute Hund sah mich an, bellte erst zweimal und dann nach einer kleinen Pause fünfmal hintereinander. Auf diese Weise erriet er auch das Alter der anwesenden Personen, was besonders in Damengesellschaft manchmal erheblichen Widerspruch hervorrief. Treu hatte sich allmählich derart auf mich und meine Phantasie eingestellt, daß ich, ohne zu blinzeln, nur durch die mehr oder minder starke Intensität meines Blicks ihm das Zeichen geben konnte, ob er bellen oder schweigen sollte.

Geistig so hoch entwickelte Tiere sind nicht häufig — aber nicht allein für den, der durch seine ultiqe und menschliche Behandlung derartige Fähigkeiten in Tiere auszubilden versteht, nein, auch für das Tier selbst sind viele vielfach verpörrteten Kunststücke eine Quelle des Genusses und der Befriedigung.

## Welt u. Wissen

Rhein und Themse früher ein Fluß. Bekanntlich haben im Verlaufe der Jahrtausende auf unserer Erde wichtige geologische Verschiebungen stattgefunden und die Verteilung der Kontinente und der Meere war einst eine wesentlich andere als heute. Aus verschiedenen Merkmalen lassen sich die früheren Verhältnisse einigermaßen rekonstruieren. So weist beispielsweise Benthems-Juttina in der Zeitschrift „Die Erde“ darauf hin, daß die Themse und der Rhein früher einmal eng miteinander zusammengehangen haben müssen. Das verrät die Fauna dieser beiden Flüsse, welche große Ähnlichkeit aufweist. Das Auffällige daran ist, daß die tierischen Bewohner der Themse viel mehr Ähnlichkeit haben mit denjenigen des Rheins als der nach Westen fließenden entlichen Flüsse. So stellt der Verfasser fest, daß von den 50 Arten der Weichtiere, die im Rhein festgestellt worden sind, nur 8 Prozent in der Themse fehlen, in den westlichen Flüssen Englands aber 34 Prozent. Alle Mollusken aber, die in der Themse vorkommen, konnten auch im Rhein festgestellt werden.

Die Jagd in den Polarregionen. Kapitän Sverdrup erzählt in dem Berichte über seine Forschungskahrt nach den Inseln des nördlichen Eismees, daß er mit einem Genossen 28 Moschusochsen und viele Haken erlegen konnte, die ihrer Fülle sehr zuwage kamen. Bis zum 84. Breitgrade der Polarregionen sind einzelne Täler im Sommer, wenn der Schnee geschmolzen ist, mit Gras, Moos, Flechten und Polarpflanzen bedeckt. Hier weiden die Moschusochsen, und der Polarhase findet dort seine Nahrung; auch gibt es Eisbären, Rentiere, Wölfe, Polarfüchse, Fischottern, Robben und Walrosse. Der ausgewachsene Moschusochse ist kleiner als der Bison, erscheint aber wegen seines zottigen langen, dichten Pelzes größer. Er misst etwa zwei Meter in der Länge. Seine großen fast 0.60 Meter langen Hörner geben ihm das Ansehen eines großen Widlers. Manche wiegen bis zu 350 Kilogramm und liefern durchschnittlich 180 Kilogramm Fleisch. Das Fleisch der männlichen Tiere hat einen widerlichen Moschusgeschmack, der bei den Jungen und weiblichen fehlt. Der Moschusochse lebt mit Vorliebe in den Bergen truppweise, ist trotz seines schweren Aussehens flink und klettert wie eine Ziege. Die Eskimos betreiben die Moschusjagd auf eigene Weise. Im Gebiete des Wildes werden Schneehütten errichtet, dann zieht der Eskimo allein oder paarweise aus, um die Gegend zu durchforsten. Werden die Spuren bestätigt, so findet am nächsten Tage der Auszug zur Jagd statt. Die Hunde werden schon am Vorabend an Riemen gelegt, um sie am Bellen zu verhindern, das das Wild verschrecken könnte. Mit Tagesgrauen wird aufgebroschen. Die Jagdhunde werden mit Riemen am Schlitzen angegürtet, andere Hunde ziehen letzteren. In der Nähe des

Standplatzes des Wilkes werden die Säbitten verlassen, die Hunde vom Säbitten losgesunden und mit langen Riemen am Gürtel der Jäger befestigt. Jeder Mann trägt in der Linken sein Gewehr, mit der Rechten führt er einen oder mehrere Hunde. Sobald die Moschusochsen, die zu ihrer Verteidigung einen Kreis bilden, den Jägern in Sicht kommen, werden die zur Jagd dressierten Hunde losgelassen. Die Jäger lassen sich von den am Gürtel angebundenen Hunden viefelgeschwind fortziehen und schließen das Wild ein, das bald unter den Kugeln der Schützen fällt. Als die Eskimos noch keine Feuerwaffen hatten, griffen sie unter schwerer Gefahr die Moschusochsen mit dem Messer an.

**Ein fünf Jahretausende alter Baum.** Der älteste bekannte lebende Baum und gleichzeitig wohl das älteste Lebewesen der Welt ist eine Zypresse, die auf dem Friedhof des südamerikanischen Fleckens Santa Maria del Tule wächst. Gelehrte und Forscher schätzen das Alter dieses Baumneisters, der ein Riese unter seinesgleichen ist, auf mindestens fünf-tausend Jahre. Im Jahre 1803 entdeckte der berühmte Alexander von Humboldt anlässlich einer Forschungsreise durch das äquatoriale Amerika die uralte Zypresse und erfuhr von den Eingeborenen die interessante Geschichte des Baumes. Humboldt brachte an dem Stamm der Zypresse eine hölzerne Erinnerungstafel an. Anfangs unseres Jahrhunderts besuchte der deutsche Forscher und Weltreisende von Schrenk die Republik Mexiko und kam auch nach Santa Maria del Tule, um den berühmten Baum zu betrachten. Schrenk stellte fest, daß der noch grüne Zeuge aus arauer Vorzeit kurz über dem Erdreich den beträchtlichen Stammesumfang von nahezu vierzig Metern hat. — Bohrungen, um das Alter des Baumes genauer feststellen zu können, erlaubte der mexikanische Vorkälteste nicht, da er das Eingehen des Altersriesen befürchtete. Immerhin steht fest, daß unsere Zypresse älter ist als die Pyramide des Cheops am Unterlauf des Nilstromes. Dr. von Schrenk fand übrigens auch die von Humboldt besetzte Erinnerungstafel wieder: sie war schon völlig mit knorriger Baumrinde überwuchert. Ein Beweis, daß der alte Baum noch starke Lebenskräfte in sich birgt.

## Gesellschaft und Mode

**Ein Vorkoch gegen den kurzen Rock.** Der kurze Rock ist in diesem Sommer so kurz geworden, daß man schon von einer „Kniefreiheit“ spricht und diese Übertreibung ruft natürlich eine Gegenbewegung hervor. Die führenden Modedesigner, die bereits zu Anfang des Frühjahrs den langen Rock proklamierten, machen nun wieder einen Vorkoch gegen die Miniaturformen, die ihnen als ungesund erscheinen. Dahinter stehen wohl auch die Textilfabrikanten, die bei den kurzen Röckchen zu wenig Stoff verkaufen können. Die Modeschöpfer, die in Paris demnächst zu einem Kongress zusammenzutreten, wollen die Frage der Rocklänge hier sehr ernsthaft behandeln und nichts unversucht lassen, um im Herbst wieder den längeren Rock einzuführen, besonders in der Strahlensilhouette. Aber es besteht die große Frage: Werden die Frauen den längeren Rock sich aufdrängen lassen? Freilich ist der Rock schon jetzt im Sommer etwas länger geworden, als er im Frühjahr war, und man sieht an Gesellschaftsleidern Röcke, die sogar die Wade bedecken. Aber was man bei einem Abendkleid gern hinnimmt, wird die Dame in der Alltags-tracht nicht so bereitwillig sich aufzwingen lassen. Der kurze Rock hat seine ungeheure Beliebtheit seiner Bequemlichkeit zu verdanken und dem Umstand, daß er die Frau, die ja nie jung genug sein kann, jünger erscheinen läßt. Wo man im Vorjahre 10 Damen mit ganz kurzen Röcken sah, da sieht man jetzt Hunderte. Die Vorteile sind eben so groß, sie kommen der Tendenz der Mode so entgegen, daß auch kein Schneidergebot das schönere Geschlecht davon abhalten wird, im kurzen Rock zu erscheinen, der ja nicht gerade „kniefrei“ zu sein braucht.

**Modistenorgen.** Es scheint, daß nicht nur die Frau, die „nichts anzusehen“ hat oder die absolut nichts finden kann, „was ihr steht“, ihre Kleiderorgen hat. Zur Zeit wenigstens scheint derjenige, der Kleider anzufertigen hat, noch viel schwerere Sorgen zu haben. Wenn das noch so weitergeht, so hat kürzlich die Inhaberin eines der vornehmsten Modeshäuser in Paris geklagt: „Dann werden wir in Modestragen bald ausaerpielt haben. Nie zuvor haben unsere Kundinnen ihrem Eigennutz und ihrer Herrschlichkeit so die Fügel schiefen lassen wie in dieser Saison. Wir hatten herrliche Neuheiten entworfen — keine davon gefiel. Wir müßten Hunderte von Modellen fertig ausarbeiten und können dann hoffen, daß eines davon Gnade vor den Augen unserer weiblichen Tyrannen findet. Wir wollten für den Herbst wieder etwas längere Röcke einführen und hatten den ganzen Stil bereits darauf zugeschnitten. Sofort liefen die Kundinnen Sturm gegen diese Absicht, keine wollte von Verlängerung der Linie etwas wissen. Man bekam üble Worte zu hören — das königliche Reich der Mode ist verfallen — es herrscht das Selbstbestimmungsrecht.“

## Hygiene und Heilkunde

**Die Verjüngungs-Spritze.** Professor Steinach in Wien, dessen Drüsenoperation zum Zweck der Verjüngung so viel von sich reden gemacht hat, hat sich in den letzten Jahren mit dem Problem beschäftigt, ob es nicht möglich wäre auch auf unblutigem Wege Verjüngungen herbeizuführen. Wie soeben gemeldet wird, ist es Professor Steinach tatsächlich gelungen, ein Verfahren auszuarbeiten, das es ermöglicht, durch einfache Einspritzungen eines bestimmten Serums die gleichen Resultate zu erzielen, wie sie bisher nur durch die schwierige Überpflanzung geeigneter Drüsen mit Hilfe des Messers des Chirurgen erreicht werden konnten. Eines der größten Werke der chemischen Arzneimittel-Industrie Deutschlands wird das neue Steinachische Serum schon in nächster Zeit im großen zu fabricieren beginnen. Professor Steinach hat dieser Tage in Berlin entsprechende Verhandlungen geführt die zwar formell nicht abgeschlossen sind, aber gleichwohl bereits als perfekt betrachtet werden können. Sobald die Fabrication des Serums in Gana gekommen sein wird, wird es der deutschen Ärzewelt allgmein zugänglich gemacht werden.

**Entdeckung des Krebsregers?** Erst kürzlich gewann man durch die Referate anlässlich der Fortschritt der Deutschen Gesellschaft für Krebsforschung einen Überblick, wie außerordentlich wenig von den vielfach mit großem Trara ausgetragenen Entdeckungen und Heilmethoden in Sachen dieser furchtbaren Krankheit vor dem Urteil der Wissenschaft bestehen kann. Es ist noch nicht einmal die Frage entschieden, ob die Krebskrankungen überhaupt bakteriologischen Ursprungs — oder ob sie nicht vielmehr eine organische Entartung der lebenden Zelle sind. — Jedenfalls sind nun das englische Nationalinstitut für medizinische Forschung an den Krebsregers in Form von abnorm kleinen Bakterien mit Hilfe eines besonderen Ultra-Mikroskops festgestellt zu haben. Die Namen der angehenden Entdecker, Dr. W. E. Cole und D. E. Barnard, insbesondere des letzteren, haben allerdings wissenschaftlich einen guten Klang. Barnard war es, der als Erster die ultravioletten und die X-Strahlen für mikroskopische Arbeiten verwendete. — Ein neues Moment tritt mit den Feststellungen der beiden Forscher insofern in Erscheinung, als sie das — angeblich — echte Krebsgeschwür bei ihren Versuchsieren erst durch die Kombination der Injektionen aus den von ihnen entdeckten Bakterien mit keimfrei gemachten Krebsgeschwürsäften einer solchen Tierart hervorruhen konnten, woraus sich wohl gewisse Schlüsse auf die Ursache der Vererbung von Krebs oder Keimung zu Krebskrankungen ziehen lassen.

**Wirkung der Mineralquellen.** Professor Dr. Wichowsky hat auf dem Karlsbader Balneologenkongress berichtet, daß er und seine Schüler, unter ihnen besonders Dr. Strangst, an den Karlsbader Mineralquellen erwiesenen haben, welche Bedeutung das Experiment für die Bewertung der Mineralquellen hat. Vor allem haben die Versuche gezeigt, daß der Salzgehalt der Gewebe in ganz bestimmter Richtung durch Mineralwasserarten verändert wird, und daß die Beeinflussung lange Zeit nachwirkt. Weitere Versuche haben gezeigt, daß durch Mineralwässer eine Umstimmung der Vorgänge im ganzen Organismus erfolgt, wodurch der Körper auch befähigt werden kann, Krankheiten aller Art einen besseren Widerstand entgegenzusetzen. Es hat sich bei den neueren Untersuchungen gezeigt, daß zwischen der Wirkung der Mineralwässer an Ort und Stelle und den versendeten Mineralwässern ein großer Unterschied zugunsten der ersteren Gruppe besteht. Daraus ist die zwingende Folgerung herzuleiten, an möglichst viel Badeorten balneologische Forschungsstätten zu errichten, wie sie bereits in einigen Kurorten bestehen und hier eine lebensreiche Tätigkeit im Interesse der Kurorte entfalten. Vor allen Dingen könnte durch diese Forscherarbeit an den Heilquellen das Gebiet ihrer Heilanzeigen schärfer präzisiert und genauer umrissen werden, was geradezu eine Forderung des Tages ist.

**Arztliches Zeremoniell im 13. Jahrhundert.** Die alten Jahrbücher der Medizin handeln nicht nur von Krankheiten und ihrer Heilung, sie sind auch bemüht, Regeln für die Lebensart aufzustellen, deren sich der Arzt bei Ausübung seines Berufes zu befleißigen hat. Von dieser Anstandslehre für Ärzte enthält eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert ergötzliche Proben. „Wenn Ihr an das Krankenbett berufen werdet“, heißt es dort, „so seid liebenswürdig gegenüber dem Boten, der Euch holt, und lacht Euch bei ihm darüber, seit orientieren, ob der Kranke, zu dem Ihr berufen werdet, seit kürzerer oder längerer Zeit schon leidet und wie er zu dieser Krankheit gekommen ist. Seid Ihr dann bei dem Patienten, so gebt Eurem Gesicht einen ruhigen und vertrauensvollen Ausdruck und vermeidet in Sprache und Bewegung alles, was als Habgier oder Hochmut ausgelegt werden könnte. Entbietet denen, die Euch grüßen, mit demütiger Stimme den Genuß und legt Euch erst, wenn diese Platz genommen haben, dann bleibt einen Augenblick innend sitzen, um Atem zu schöpfen, und lacht in Eueren Worten den Dialekt des Landes, in dem Ihr seid, auszubringen, dann erst wendet Euch dem Kranken zu und fragt nach seinem Befinden.“